

ICH HATTE VOR FÜNF JAHREN VERSUCHT, vom libyschen Kufra aus dorthin vorzustoßen, war jedoch an der Grenze wieder umgedreht, als mir ein Konvoi von Lkws mit Verletzten entgegenkam; sie waren von Tubus beschossen worden. Stefan Kröpelin, Archäo-Geologe an der Uni Köln, hatte seinerseits die letzten 25 Jahre damit verbracht, die Gebiete rund um die Erdis zu erforschen: das Wadi Howar im Sudan; die ägyptische Wüste bis zum Gilf Kebir, jenem den Erdis ähnliche Plateau, das der 'Englische Patient' Graf Almásy in den 30er Jahren erkundet hatte; den Süden der libyschen Wüste bis zum Inselberg des Ouenat. Erst vor vier Jahren jedoch war es Kröpelin gelungen, Gelder dafür loszuziehen, Geländewagen zu überstellen und die unabdingbaren offiziellen Kontakte zu knüpfen, um unter staatlicher Ägide eine Station in N'Djamena aufbauen zu können: eine Sisyphosarbeit, nur um die notwendige Logistik für seine Forschungen vorzubereiten.

ÜBER EINEN SANDIGEN EINSCHNITT kommen wir mit stotternden Motoren gerade noch hoch auf die Kante des Massivs. Hinter uns ergießen sich die zerklüfteten Täler hinaus in den Dünengürtel der Mourdi; vor uns erstreckt sich das Plateau des Erdi Ma, wie es allmählich übergeht in die weiten Sandflächen der Ostsahara, unterbrochen nur von den Fels tafeln niederer Zeugenberge, den abgewitterten Resten der eigentlichen Oberfläche: flächiges Grau in schwarzen Geröll ebene, dazwischen die gelben Streifen des Flugsands.

Wir fahren den Westrand der Hochebene im weiten Zickzack ab, immer hinter Stefan her, der alle paar Minuten anhält, um die Topographie fotografisch festzuhalten. Es ist eine ein förmige Landschaft, konturlos und 900 Meter über Seehöhe, Stefan aber sieht die Spuren eines uralten Ozeans überall – feinsplittrigen Schiefer, wie ihn eine Flußmündung vor einer ehemaligen Küstenlinie abgelegt hat; den grob gepackten und jetzt zu Höhlen ausgeblasenen Schlick eines Watts; die versteinerten Röhrengänge, die Würmer einmal in seinen Strand gegraben haben; Fossilien. Es sind Sedimente der Tethys, die sich vor mehr als hundert Millionen Jahren quer durch Afrika ergoß und den Kontinent spaltete, derselbe Ozean, dem Nordafrika seine Erdölvorkommen verdankt. Der Sandstein unseres Plateaus hat sich erst danach abgelagert, angeschwemmt von riesigen Strömen im Eozän, der Dämmerung rezenten Lebens.

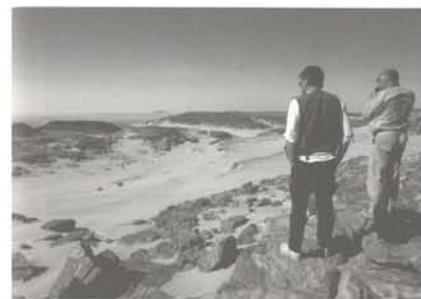
Unter der Kante des Massivs stößt Stefan auf die Reste des wohl nördlichsten Sees in dieser Regenscheide, die die Erdis bilden; er hat im frühen Holozän (vor 11 000 bis 6 000 Jahren also) hier bestanden. Es ist eine gleißend weiße Pfanne: Seekreide, sagt er, die von Algen gebildet wurde, die das Grundwasser aufnehmen und Kalk ausschieden; es muß reines Süßwasser gewesen sein, gut durchlüftet und mindestens 10 Meter tief, sonst wären diese Algen abgestorben. Und die Temperatur am Grund durfte auch nicht höher als 10° gewesen sein – was nur überrascht, wenn man auf die Verdunstungskälte vergißt.

Während er mit seinem Geologenhammer den vom Wind zu Höckern und Buckeln ausgefrästen Seeboden abklopft, gehen wir die ehemaligen Ufer ab und sehen zwischen zahllosen Artefakten Reibschalen und Mahlsteine im Sand liegen

Wo diese Überreste einer alten Erde für unsere Augen konturlos bleiben, entdeckt Stefan nun auch die ersten Spuren menschlichen Lebens. An dem, was wir für Geröll halten, erkennt er Abschlüge, Klingen, Schaber, Faustkeile – nach der Woche, die wir auf dem Plateau kreuz und quer fahren, kommt es uns vor, als gäbe es keinen einzigen Stein auf dieser Ebene, der nicht von einer menschlichen Hand bearbeitet worden wäre. Selbst noch an den größeren Brocken, hat man erst einmal darauf zu achten gelernt, sind Einkerbungen erkennbar, die zeigen, daß daran einmal ein geflochtenes Seil geknotet war: nur ob sie paläolithischen Jägern als Fallensteine am Ende einer Schlinge dienten oder neolithischen Hirten als Fesselsteine für ihre Rinder, ist schwer zu sagen; ohne archäologische Grabungen läßt sich am schwarzen Wüstenlack, der sich an den Artefakten gebildet hat, und den von Wind gerundeten Kanten ein Alter nur sehr grob schätzen.

Erst der gegenseitige Respekt jedoch macht aus uns einen lebendigen Haufen. Was nicht heißt, daß es zu keinen Spannungen kommt: die aber richten sich in dem Maß auf Stefan, wie er sie auch auf sich zieht. Als Leiter der Expedition nimmt er eine zunehmend autoritäre Position ein, der sich unterzuordnen immer schwerer fällt. Jeder will sein Ziel verfolgen – der Botaniker, die Ethnologin, der Fernerkundler, ich – und daß wir unter dem Blick eines Kamerateams agieren, unterstreicht die natürlichen Rivalitäten noch. Zugleich ist sein Rollenspiel aber auch ein notwendiges: einer muß die Tagesetappen abstecken und die Route bestimmen, in dem Maß, wie er auch die Verantwortung für das Gelingen der Fahrt trägt – ich möchte nicht mit ihm tauschen. Und er macht seine Sache gut – gerade weil er eine impulsive Neugier an den Tag legt, die Wissenschaftlern sonst gemeinhin schlecht ansteht: obwohl doch erst sie einen neue Dinge entdecken läßt.

Raoul Schrotts Logbuch einer faszinierenden Reise zum letzten weißen Flecken dieser Welt.



Das Hochplateau des Erdi Ma, wie wir es beim Aufstieg erreichten; das Tal, in dem Hassanein gelagert hatte im Hintergrund. Und dann, wie Stefan Kröpelin und ich auf der Rückfahrt eine Abfahrtsmöglichkeit für die Autos suchten, die wir uns mit Felsbrocken erst bauen mußten; Agoza irgendwo hinter dem allerletzten Zeugenberg am Horizont.

Den letzten weißen Fleck im Atlas der Erde zu beschreiben, die höchstwahrscheinlich letzte noch unerforschte Region dieser Welt zu bereisen – das ist hier keine literarische Fiktion. Zusammen mit einer wissenschaftlichen Expedition hat Raoul Schrott sich in diesen faszinierendsten und entlegensten aller Orte im Länderdreieck von Tschad, Sudan und Libyen aufgemacht. Bei Haymon legt er nun das literarische Logbuch dieser Reise vor, die von der Millionstadt N'Djamena über das Ennedi, „eine der schönsten Landschaften dieser Erde“, in das „Feindland“ der Erdis führte und schließlich zum „letzten Außenposten der Zivilisation vor dem Nichts“: dem verlassenen Fremdenlegionärsfort Agoza. Es ist dies ein Bericht über unvorstellbare Armut, humanitäre Katastrophen und politische Putschversuche, den ungleichen Handel zwischen Europa und Afrika – aber auch die Erzählung einer Reise ins Nirgendwo, zu einer Mitte der Welt und zum eigenen Selbst.

